

Merle Schatten

SCHNEEWITTCHEN

Für Ronja

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Ich erwarte von einem literarischen Werk eine Neuigkeit für mich, etwas, das mich, wenn auch geringfügig, ändert, etwas, das mir eine noch nicht gedachte, noch nicht bewußte *Möglichkeit* der Wirklichkeit bewußt macht, eine neue Möglichkeit zu sehen, zu sprechen, zu denken, zu existieren. Seitdem ich erkannt habe, daß ich selber mich durch die Literatur habe ändern können, daß mich die Literatur zu einem anderen gemacht hat, erwarte ich immer wieder von der Literatur eine neue Möglichkeit, mich zu ändern, weil ich mich nicht schon für endgültig halte. Ich erwarte von der Literatur ein Zerschlagen aller endgültig scheinenden Weltbilder.

Peter Handke, *Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms*, 1967

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2014
ISBN 978-3-88309-907-1

ANFANG

Es lebte einmal eine Zauberin auf einem Anwesen fernab der Wirklichkeit. Sie hatte einen Spiegel, in dem sie sich täglich betrachtete. Der Spiegel zeigte ferne Orte, und wer vor ihm stand, konnte sagen: „Zeig mir das Meer“ oder „Zeig mir den Garten Eden“. Aber die Zauberin sah lieber sich selbst. Der Spiegel konnte sprechen, doch in den langen Stunden, in denen die Zauberin vor ihm stand, schwieg er lieber. Nur in den stillen Nächten kam es vor, dass ihn die Redseligkeit befiel. Dann erörterte er Fragen, die ihm in den Sinn kamen, zum Beispiel, warum er ein Spiegel war und nicht ein Rabe, der hundert Jahre um einen Berg kreisen, ein Fisch, der Wünsche erfüllen oder ein kleines Mädchen, das spinnen musste. All diese Dinge hatte er gesehen, denn er konnte jeden Ort sehen und alles, was er nur wollte. Und wenn er in der Stille der Nacht darüber nachsann, dachte er, dass er sich kein besseres Schicksal wünschen könne als das, ein wunderbarer Spiegel zu sein und dass vielleicht eine gute Fee ihn gemacht hatte. Am Tag aber haderte er mit seinem Dasein, denn er hegte eine tiefe Abneigung gegen seine Besitzerin. Vielleicht, dachte er, könnte er irgendwann einmal einem Fisch in Not das Leben retten und sich dann den Wunsch von ihm erfüllen lassen, dass diese Hexe für immer aus dem Haus verschwand. Aber wie sollte er als Spiegel einem Fisch begegnen? Dann schien es ihm lästig, vollkommen hilflos an der Wand zu

hängen und noch dazu ständig um Auskunft gefragt zu werden. Es ist schwierig für einen Spiegel, einer eitlen Zauberin aus dem Weg zu gehen. Da die einfältige Zauberin aber von seiner Ablehnung nicht das Geringste ahnte, schätzte sie ihren Spiegel sowohl als dekoratives Element als auch als Gegenüber, das ihr die eigene Schönheit reflektierte. Dass er sie auf eine verstörend bizarre Reise schicken würde, durch die sie einmal alles verlieren sollte, woran ihr so viel lag, wusste sie noch nicht. Und auch sonst niemand wusste davon, bevor es geschah; so verhält es sich ja mit den meisten Ereignissen.* Der Zauberin wäre das im Augenblick ohnehin vollkommen gleichgültig gewesen. Ihr war es wichtig, hübsch und elegant zu sein, um nicht zu sagen: die hübscheste und eleganteste Frau der gesamten Welt. Es kam ihr nie in den Sinn, dass dies übertrieben sein könne und dass sie an einem schweren Fall von Narzissmus litt. Oft verwendete sie Stunden oder gar Tage auf ihr Make-up und ihre Garderobe. Sie konnte sich, ohne zu ermüden, vier Stunden lang das Haar kämmen, was sehr leicht jedem anderen langweilig und sinnlos vorgekommen wäre. Nach solchen aufwendigen Ausstaffierungen ihrer selbst stellte sie sich in einer lang erprobten Pose vor den

* Zwar soll es wohl vorkommen, dass ein Dichter durchaus schon vor dem Eintreten kommender Ereignisse weiß, dass er sie eintreten lassen wird. Aber vor seinen Figuren hält er diese Pläne zumeist geheim, es würde sonst ein heilloses Durcheinander geben, und die Figuren würden versuchen, ihrer Bestimmung zu entgehen.

Spiegel und fragte, in eine Wolke von süßem Parfum gehüllt, mit klimpernden Wimpern und ohne jedes Gespür für die Bedeutungsschwere dieser Frage: „Spiegel, bin ich die schönste Frau der Welt?“ – „Menschliche Schönheit, Frau Zauberin“, antwortete der Spiegel, „geht mich nichts an.“ Sie hielt dies für galante Zurückhaltung und sah darin eine versteckte Aufforderung, sich noch gefälliger zu präsentieren. Einige Minuten posierte sie in leicht veränderten Haltungen und probierte verschiedene Arten, anmutig zu lächeln. Als sie glaubte, den passenden Ausdruck angenommen zu haben, fragte sie noch einmal: „Spiegel, wer ist die schönste Frau von allen?“ Der Spiegel wandte seinen Blick für kurze Zeit von einer Landschaft, auf der sein Blick währenddessen verweilt hatte, ab, um die Zauberin zu betrachten, dachte sich seinen Teil und sagte, es stehe ihm nicht zu, sich ein Urteil anzumaßen. Die Zauberin ließ ihre Pose fallen: „Zum Hades! Sag es endlich! Welche ist die Schönste von allen?“ Sie fing sich und lächelte exotisch. „Bin ich’s?“ Sie zwinkerte. Der Spiegel, verärgert über die lästigen Gespräche mit der eitlen Frau, ersann eine List, die weitreichende Folgen haben sollte: „Also gut“, sagte er. „Die schönste Frau dieser Welt ist die Fee Abunde.“ – „Wie bitte?“ Die Zauberin war empört. Das musste der falsche Text sein. Sie hatte natürlich erwartet, dass der Spiegel sagte: „Ihr, Frau Zauberin, seid die schönste von allen usw.“, so wie es überdies geschrieben stand. Sie meinte, sie habe ein Recht darauf, vor allem, nachdem

sie sich so viele Stunden damit beschäftigt hatte, sich zu kämmen. Außerdem (doch das wusste sie wie gesagt nicht) hätte ihr das eine anstrengende Reise mit vergifteten Gegenständen erspart. „Ich bedaure“, sagte der Spiegel, „ich habe die Fee Abunde auf einer fernen Insel gesehen, wo sie lächelnd und blühend sorglos umhergeht, sie ist wirklich wunderschön. Und nun entschuldigen Sie mich bitte, ich bin außer Dienst.“ Den Sonnenuntergang über den Feldern wollte er nicht wegen solcher Belanglosigkeiten versäumen. Damit, dass sie eine so weite Reise auf sich nehmen musste, hatte die Zauberin nicht gerechnet. Vielmehr hatte sie angenommen, dass – für die Eventualität, dass es überhaupt notwendig war – das zu eliminierende Weibsbild vielleicht in einer nahe gelegenen Ortschaft, in einer verborgenen Hütte im Wald, angetroffen werden konnte. Aber eine Insel? Das kam unerwartet. Und man darf bereits vor ihrem Aufbruch daran zweifeln, dass sie jene besagte ferne Insel Avalun, wo sie der sorglosen Fee Abunde den Garaus zu machen gedachte, jemals betreten wird. Auf ihre Reise nahm sie folgende Gegenstände mit: einen Schnürriemen, einen vergifteten Kamm und einen zur Hälfte vergifteten Apfel.

Schnee

In einer Kammer jenes Anwesens, auf dem die Zauberin lebte, saß unterdessen ein vergessenes Mädchen am Fenster und las. Es war die Stieftochter der eitlen Zauberin. Ihr Name war Schneewittchen. Der Zufall wollte es, dass sie denselben Namen trug wie das schöne Mädchen aus dem Märchen, dessen böse Stiefmutter aus Neid einem Jäger befohlen hatte, das Kind zu töten. Viele Jahre zuvor hatte auf demselben Anwesen eine träumerische junge Frau – obwohl es schneite und bitter kalt war – im offenen Fenster gegessen und genäht. Sie musste es tun, sie war besessen von der Schönheit der weißen Schneedecke vor dem tiefschwarzen, hölzernen Fensterahmen, in dem sie saß. Sie sah die Konturen von Gegenständen, helle, beinahe leuchtende Ränder, die alles voneinander abgrenzen. Jedes war für sich, eingefasst in einen schmalen, kaum merklichen Schein. Allein der Schnee war weiß und ganz rein. Wie schön war es, ihn hinter dem schwarzen Rahmen leuchten zu sehen. Wie sie nun dort saß und nähte, die friedliche Stille des frühen Nachmittags empfand, an wunderbare Verse denkend, ritzte sie sich aus Unachtsamkeit mit der Nadel, so dass Blut in den Schnee fiel. Sie zählte sie nicht, aber der Ordnung halber soll gesagt sein, dass es drei Tropfen waren. Sie ließ das Nähzeug sinken und hielt inne.

*do er die bluotes zäher sach
ûf dem snê (der was al wîz),
dô dâhte er, wer hât sînen vlîz
gewant an diese varwe clâr?*

Sie holte keinen Verband und schloss auch nicht das Fenster oder begab sich an den Kamin, um sich zu wärmen. Sie war voller Bewunderung für den schönen Kontrast von Blut und Schnee, den einst auch ein Ritter bestaunt und bewundert hatte und von dem er gewaltsam fortgerissen werden musste. So überwältigt war die junge Frau von dieser Erscheinung, dass sie ihre Näharbeit und die Zeit vergaß und gedankenverloren im Fenster sitzen blieb. Es hatte einen Ritter gegeben, Parzival, kühn und stark und noch unerfahren. Drei Tropfen Blut im Schnee hatten ihn in den Bann gezogen. Was um ihn her geschah, war vergessen, denn er dachte an seine Liebste. Für jeden Ritter war es eine Pflicht, stets an die Liebste zu denken, Parzival aber folgte darin nicht seiner Pflicht, sein Herz leitete ihn. Später aber, höfisch erzogen, verletzte er die ungeschriebenen Gesetze der Menschlichkeit und erstickte seine Herzenswärme... Die verträumte Frau im Fenster aber sah den Schnee, berührt von Blut und zugleich unberührt in seiner Schönheit, und dachte: „Solch vollkommene Schönheit kann es wohl an einem Menschen niemals geben. Sie ist ein Ideal, nur ein Bild meiner Phantasie.“ Schließlich trat ihr

Mann ins Zimmer und sah sie in der Kälte sitzen. Er war ungehalten über ihre fahrlässige Träumerei, denn sie war hochschwanger. Unsanft zog er sie zu sich herab, schob sie zum Kamin, schürte das Feuer, brachte ihr warme Decken und einen heißen Tee. Sie spürte die Wärme und blickte träumend in die lodernden Flammen. Sie dachte an das Kind aus dem Märchen: weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz, und ihr Wunsch wurde wahr: Kurz darauf brachte sie eine Tochter zur Welt, ein Mädchen mit schneeweißer Haut, tief-schwarzen Augen und Haaren und Lippen rot wie Blut. Sie nannte das Kind Schneewittchen, starb kurz darauf an einer Lungenentzündung und ließ das Mädchen allein zurück, sie wusste nicht, in was für einer Welt, denn sie hatte nie wirklich in ihr gelebt. Der durch den Tod seiner Frau zutiefst erschütterte Vater wurde verrückt und heiratete eine gemeine Zauberin, die so selbstverliebt war, dass sie die Tatsache, dass sie einen Gatten und eine Stieftochter, einen Hund, zwei Katzen und einen Stall mit zwei Pferden und einigen Hühnern hatte, gar nicht bemerkte.

Als Schneewittchen das Zuschlagen der Türen vernahm, war sie erleichtert. Die Zauberin hatte das Anwesen verlassen. Schneewittchen hatte von klein auf gelernt, für sich selbst zu sorgen, denn der Vater war geistesabwesend und ohnehin selten zu Hause, und die Stiefmutter beachtete sie nicht. Als Schneewittchen bemerkte, dass

diese fort war und sie das Haus für sich hatte, beschloss sie, in einem bislang mit Kleidern, Kosmetika und hundert verschiedenen Kämmen und Bürsten vollgestopften Zimmer eine Bibliothek anzulegen, denn sie war begeistert von Märchen und Geschichten aller Art und hatte sich immer ein eigenes Zimmer nur für Bücher gewünscht. Sie fing sofort mit der Entrümpelung an. Wäre die Zauberin zurückgekehrt und hätte ihre Kammer ausgeräumt gefunden – immerhin konnte Schneewittchen ja nicht wissen, dass ihre Stiefmutter nie mehr zurückkehren würde –, vielleicht hätte sie Schneewittchen in einen Stein oder in eine Gans verwandelt. Was für ein leichtsinniges Kind! Eigentlich aber war es gar nicht ihre eigene Idee gewesen, da sie zu diesem Zeitpunkt nicht die Urheberin ihrer eigenen Gedanken und Handlungen war. In Märchen und anderen Geschichten sind es zumeist die Dichter, denen in diesen Dingen die Schuld zukommt, da sie ihre Figuren nötigen, dies oder das zu tun und ihnen keine Wahl lassen, selbst wenn ihr Verhalten vollkommen widersinnig ist. Sie sind gefangen wie Adam und Eva im Paradies, und wenn sie je daraus entkommen wollen, sind sie sogar darin noch auf ihren Schöpfer angewiesen, dass er ihnen einen verbotenen Baum in den Garten stellt und einen Moment die Augen abwendet... Schneewittchen betrat also (ohne ihr Zutun und mit einem Wunsch, der ihr zwar aufgenötigt wurde, ihr im Grunde ihres Herzens aber zusagte, denn ein freundlicher Dichter überrascht seine Protagonisten

zwar gelegentlich mit den Erzeugnissen, die sein eigener Wirrkopf hervorbringt, aber er quält sie doch nach Möglichkeit nicht, indem er sie Dinge tun lässt, die ihrem Wesen nicht entsprechen, vornehmlich, um seine Leser nicht zu befremden oder zu langweilen) das Zimmer und schaffte den Inhalt nach und nach auf einen alten Rollwagen, den sie aus einem der verstaubten Kellerräume heraufgeholt hatte, befüllte diesen wieder und wieder und entlud den Inhalt in einen öffentlichen Container. In der Welt der Märchen gibt es öffentliche Container? Es gibt sie. Und auch sonst allerhand, was nie Erwähnung findet. Nach zwei Tagen war die Arbeit getan. Der Spiegel hatte wohlwollend beobachtet, wie Schneewittchen mit Ladungen von Puder, Seifen und Haarklammern passierte. Als das Zimmer vollständig geräumt war, öffnete sie das Fenster und fegte die Kammer ordentlich aus. Anschließend schloss sie Fenster und Tür, nahm einen großen Rucksack, den sie mit Keksen füllte, und machte sich auf den Weg. Alle Bücher im Haus hatte sie schon mehrmals gelesen. Sie wollte sich auf die Suche machen nach neuen Geschichten und nach Holz für ein großes Regal.

CHARON

Die Zauberin hatte inzwischen den Ort verlassen und war durch einen Wald und eine weite Ebene gewandert. Sie wollte das Meer erreichen, denn auf eine Insel konnte man nur mit einem Boot gelangen, und dazu musste man an einen Hafen. „Der Fee Abunde wird das selige Lächeln auf ihrer Insel schon vergehen“, dachte sie und strich sich das Haar glatt. Am Abend erreichte sie einen Fluss, dessen gegenüberliegendes Ufer man in der Dämmerung nicht sehen konnte. Da sie wenig herumgekommen war und sich auf geographische Einzelheiten nicht verstand, hielt sie den Fluss für das Meer. Es erschien ihr nur folgerichtig, dass sie, dem Uferlauf folgend an eine Bootshütte kam, vor der ein Fährmann mit einer Pfeife saß und sie mürrisch anblickte. Der Fährmann wiederum dachte bei sich, als er die Zauberin sah, dass diese Überfahrt keinen Aufschub dulde. Das Gesicht der Ankommenden schien im Mondlicht wächsern und fahl. Die Lippen leuchteten in künstlichem Rot. Sie sah zum Fürchten aus, eine selbstverliebte, kammsüchtige Alte. Nun begann sie auch noch hysterisch herumzufuchteln und zu lamentieren: „Würden Sie bitte...“, begann sie und deutete auf das Boot, „Ich hab es nämlich sehr eilig und kann nicht bis morgen warten.“ Sie setzte zu weiteren Erklärungen an, aber der Alte winkte ihr, sie solle schweigen und in das Boot steigen. „Wissen Sie, ich müsste nach Avalun, und Sie sollen mich dort hinüber

bringen. Selbstverständlich bezahle ich gut“, plauderte sie weiter, während sie in das Boot stieg. Der stumme Alte sah auf und begutachtete spöttisch, was sie ihm zu geben gedachte. Einen Beutel voller Haarspangen? Abschätzig hob er die rechte Braue und dachte wohl: „Gut, es ist besser als nichts. In solchen Tagen muss man nehmen, was man bekommt.“ (Aber um ehrlich zu sein: Wir wissen nicht, was er wirklich dachte.) Umständlich nahm die Zauberin Platz, während der Alte das Boot losmachte und ebenfalls an Bord ging. Tot und begraben hin oder her. Er war längst im Ruhestand, da wird man ja die eine oder andere Regel wohl – vielleicht aus Vergesslichkeit – einmal brechen dürfen. Entweihendes Geschwätz begleitete die ungleichmäßigen Ruderschläge des Fährmanns. Es war nicht nur wegen des Fährgeldes, sondern auch, weil die Altersmilde ihn dazu bewog, der Welt gelegentlich einen Dienst zu erweisen. Die Zauberin aber dachte (und was *sie* dachte, wissen wir), sie sei auf dem Weg zur Insel Avalun, wo sie die böse Fee Abunde ausfindig machen und umgehend beseitigen würde, wenn nicht mit ihrem Schnürriemchen, so doch mit ihrem vergifteten Kamm oder dem Apfel. Sie war sich ihrer Sache sicher.

Märchen

Schneewittchen indes war in den Wald gegangen, um Holz zu schlagen. In den Geschichten, die sie kannte, schlugen starke Männer das Holz im Wald mit einer Axt. Aber nicht nur, dass sie vergessen hatte, eine Axt mitzunehmen, sie war auch gar nicht stark und wusste nicht, wie man es anstellt. Es war nicht so einfach, wie sie gedacht hatte. Sie lehnte sich an einen Baum und sann nach. Eine Lösung schien nicht in Sicht, aber es konnte schließlich nicht sein, dass die böse Stiefmutter am Ende gut da und das Halbwaisenkind verzweifelt im Wald steht. Diese Gewissheit wurde ihr von einer wohlmeinenden Dichterin eingegeben, und so wusste sie, dass dies noch nicht das Ende sein konnte. „Sonst wäre es kein Märchen“, sagte sie. Entzückt über diese einleuchtende Folgerung wollte sie sich daran machen, den Förster zu suchen, und ihn um Rat zu fragen. Förster und Jäger kennen sich im Wald aus und helfen armen Mädchen in der Not. Da blickte sie unvermittelt in ein kleines, rundes Gesicht mit hellgrauen Augenbrauen, die aussahen wie angeheftete Federn, und einem flausigen Bart. „Wie könnte dies kein Märchen sein?“, fragte die Stimme, die zu dem Gesicht mit den Augenbrauen und dem Bart gehörte. „Wie du siehst, bin ich ein Zwerg, und Zwerge kommen in Märchen vor.“ Natürlich kommen Zwerge nicht ausschließlich in Märchen vor. Aber Schneewittchen fühlte sich bestätigt und hegte keine

weiteren Zweifel. Und das war auch gut, denn wenn sie alles in Frage gestellt hätte, was geschah und was gesagt wurde, wäre es ein sehr beschwerliches Märchen geworden. Der Zwerg fragte, ob sie Hilfe brauche. „Ich bin müde und hungrig“, antwortete Schneewittchen, „und ich suche den Förster, weil er stark ist und vielleicht eine Axt hat, um mir einen Baum zu fällen und mir ein Bücherregal zu bauen.“ Da lachte der Zwerg. „Der Förster in diesem Wald ist zwar stark, und er hat auch eine Axt und ein gutes Herz, und sonst noch alles, was den Guten eben an Eigenschaften zugeschrieben wird. Aber –“ Er hielt inne und suchte nach einem geeigneten Ausdruck: „Aber er liebt hier Stamm, Stumpf und Stengel.“ Der Zwerg war um eine poetische Ausdrucksweise bemüht. Er war es seit mehreren hundert Jahren gewohnt, in Märchen vorzukommen. Von klein auf war er nicht sehr begabt gewesen, aber er wusste eben leidlich Konversation zu treiben. Eigentlich war er es leid und müde, aber Schneewittchen war ihm sympathisch, und er wollte, falls gerade ein Märchen über sie geschrieben würde und er darin vorkäme, nicht allzu prosaisch wirken. Er pausierte und blickte Schneewittchen an. Hatte sie die poetische Wendung bemerkt? Schneewittchen war ratlos. Ohne Holz konnte sie kein Regal bauen, und wo, wenn nicht im Wald, sollte sie Holz finden? „Sei nicht traurig“, sagte der Zwerg, seine Rolle vergessend, als er ihre Sorge bemerkte. Er nahm sie mit in seine Hütte. Er wohnte dort mit anderen Zwergen, die Schneewittchen

freundlich aufnehmen. Sie sagten: „Du darfst auf unseren Stühlen sitzen, von unseren Tellern unsere Brötchen und Gemüschchen essen, du darfst unsere Gabeln, Messer und Becher benutzen und nachher kannst du in unseren Betten schlafen, wir werden sie für dich zusammenrücken.“ Schneewittchen war überrascht über so viel Gastfreundschaft, denn sie hatte nie zuvor etwas Vergleichbares erlebt. Der Vater war nie da, und die Stiefmutter nahm sie nicht wahr, und einen Hausdiener hatte man zwar eingestellt, aber er fegte nur die Flure und polierte die Türklinken, kümmerte sich jedoch nicht um die Verköstigung der Kinder und Tiere des Hauses. Letztere hatten das Anwesen daher schon vor langer Zeit verlassen. Schneewittchen betrat gewöhnlich gegen sieben Uhr abends die Küche, um zu sehen, ob Brot, Butter und Kekse da waren. Nun aß sie zum ersten Mal in ihrem Leben Kartoffeln, Gemüse und Suppe. Alles schmeckte ihr sehr gut. Nach dem Essen schoben die Zwerge ihre Betten zusammen, und Schneewittchen legte sich hin und schlief sofort ein. Sie träumte, sie trinkt Kaffee. Sie träumte, sie findet einen Schlüssel und nimmt ihn mit sich. Aber es gibt keine Türen und Truhen in der Welt, in der sie ist, und sie braucht den Schlüssel nicht. Sie wirft den Schlüssel über Bord, denn sie ist auf einem Schiff. Sie schaut ihm nach, wie er versinkt. Sie schaut auf und steht vor einer Tür. Die Tür ist weiß. Die Tür ist verschlossen, und Schneewittchen hat keinen Schlüssel, um sie zu öffnen. Sie dreht sich um und will in die ande-

re Richtung gehen, aber auch hinter ihr befindet sich eine Tür. Die Tür hat einen Rahmen aus schwarzem Ebenholz. Schneewittchen senkt den Kopf und sieht den roten Fußboden. „Weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz“, denkt Schneewittchen. „Das trifft sich, ich bin in mir selbst, ich muss gar nicht raus.“ Aber gibt es denn kein Fenster? Es scheint, eben noch ist dort kein Fenster, aber jetzt ist da eins und Schneewittchen sieht hinaus und erblickt eine riesige Eiche, in deren Stamm rundherum Fächer geschnitzt sind, in denen Bücher stehen. „Der Baum ist ein Bücherregal“, denkt Schneewittchen, und eine Stimme sagt: „Steig nicht aus dem Fenster und lies nicht die Bücher dieses Baumes, sonst wird dir dieses oder jenes Unheil begegnen.“ Die Einzelheiten, die die Stimme über das Unheil preisgibt, entgehen ihrer Aufmerksamkeit. Sie steigt aus dem Fenster, nimmt ein Buch aus dem Baum und sucht nach den Keksen in ihrem Rucksack. Aber als sie hineingreift, hat sie Watte in der Hand. Sie isst die Watte und denkt: „Dies kann nur ein Traum sein, denn Watte würde ich nicht in Wirklichkeit essen.“ Und wie es sein musste nach dieser Erkenntnis, erwachte Schneewittchen. Die Zwerge waren bis auf den einen, der sie hergeleitet hatte und der älter war als die anderen, wieder an die Arbeit gegangen. Der Zurückgebliebene bot ihr Tee und Kekse an. Sie saßen an einem winzigen Tisch und tranken Tee. Es war sehr gemütlich.

HADES

Die Zauberin unterdessen saß in dem Kahn, der sie in den Hades brachte. Der uralte Fährmann Charon brachte sie über den Fluss, und eh sie sich's versah, legte er schon wieder ab und ruderte zurück zum anderen Ufer. Sie aber stand nun dort, am Eingang zur Unterwelt, und man wusste nicht, wohin mit ihr. Viel schlimmer aber: Sie wusste nicht, wo sie ihren Handspiegel gelassen hatte. Er musste noch auf dem Boot sein. „Ist dies die Insel, auf der die Fee Abunde lächelnd umhergeht?“, dachte sie beiläufig, während sie in ihrer Tasche nach dem Spiegel und einem Kamm suchte. Aber sie fand nur den vergifteten und geriet in Panik. Sie dachte, dass ihr Lidstrich verwischt sein könnte. Inzwischen hatte man beschlossen, sie vor Hades und Persephone persönlich zu bringen, da nicht zu entscheiden war, wo sie unterzubringen sei. Sie wurde angewiesen, Platz zu nehmen und das Urteil des Hades zu erwarten. Persephone hatte es eilig. Es war schon Ende März, und es wurde Zeit für sie, die Unterwelt zu verlassen. „In letzter Zeit“, sagte sie, „kommen seltsame Gestalten hier hinab. Wir brauchen neue Areale. Die Sünden der Sterblichen lassen sich bald gar nicht mehr kategorisieren. Was hat diese Frau getan?“ – „Sie hat über ihr Make-up und ihre Garderobe ihre Umwelt vergessen“, antwortete Hades mit einem spöttischen Zug um den Mund. „Du wirst dich daran gewöhnen müssen, dass die Zeiten sich ändern. Mein

Bruder lebt seit Jahren im Exil kümmerlich vor sich hin. Wir haben hier ein gutes Los, und das wollen wir nicht durch sinnlose Klagen verderben.“ Gedankenverloren sah er sie an. So lange schon war sie seine Gattin, noch länger seine Nichte. Es war ein Wunder, dass sie sich überhaupt noch etwas zu sagen hatten. Einlenkend wandte Persephone sich ab, bürstete ihre Haare und machte sich bereit für den Weg an die Erdoberfläche. Sie zögerte einen Augenblick, so als erwartete sie, dass noch etwas geschehe. „Gut“, wandte Hades sich wieder an den Neuzugang: „Du kommst erst einmal in das Exspectatium“ und schob die Zauberin, die neidisch nach der Bürste der Persephone schielte, in eine steinerne Wartehalle, in der etwa siebentausend Bänke standen, die zur Hälfte bereits von anderen Sterblichen besetzt waren. Ihr Blick fiel auf eine tief betrübt junge Frau, die eine Wunde am Fuß zu haben schien und sich hinkend zu einer steinernen Bank schleppte. Sie war gewiss wunderschön, aber die Fee Abunde war das doch wohl nicht, denn sie lächelte gar nicht und schritt nicht leichtfüßig einher. Langsam dämmerte der Zauberin, was ihr, wenn sie etwas aufmerksamer gewesen wäre, schon längst hätte klar sein müssen: Sie befand sich nicht auf der Insel Avalun.

Hexenhaus

Schneewittchen und der Zwerg hatten Tee getrunken und waren, weil sie sich noch nicht wieder trennen mochten und weil sie das vielleicht auf eine Idee bringen würde, zu einem Nachmittagsspaziergang aufgebrochen. Es duftete im ganzen Wald nach Harz und feuchten Tannennadeln. Schneewittchen legte den Kopf zurück und sah den Himmel zwischen den Baumwipfeln. „Mir ist noch nie zuvor aufgefallen, wie grün der Wald ist und wie gut er duftet“, sagte sie. „Nu nu“, sagte der Zwerg. Das bedeutete nichts Bestimmtes, und deswegen sagte er es auch. Er hatte es aufgegeben, sich um seine Ausdrucksweise zu sorgen. Das Mädchen schien ihn nicht danach zu beurteilen. Sie schien ihn überhaupt nicht zu beurteilen, das machte ihm ihre Gegenwart angenehm. Schneewittchen war glücklich, weil er bei ihr war, weil er sie so selbstverständlich und freundlich aufgenommen hatte und sie nun nach Hause begleitete. Bald erreichten sie den Waldrand und standen vor einer Wiese. In einiger Entfernung konnte man eine kleine Hütte sehen, aus deren Schornstein Rauch aufstieg. „Ist das dein Haus?“, fragte der Zwerg. „Nein.“ – „Dann wohnt dort ein alter Mann oder eine Hexe“, sagte er. Sie wollten hinübergehen und den Bewohner der Hütte nach dem Weg fragen. Sie überquerten die Wiese, wobei die Gräser Schneewittchen bis an die Knie reichten und dem Zwerg beinahe bis ans Kinn. Plötzlich, ohne dass

sie ihn hatten kommen sehen, stand vor ihnen ein Wolf im Gras und fragte nach dem Weg zum Haus der Großmutter. Schneewittchen beteuerte, keine Großmutter zu haben und der Zwerg sagte, seine sei bereits vor über 130 Jahren gestorben und er könne sich kaum noch an sie erinnern. „Das kann ich mir nicht erklären“, murmelte der Wolf. „Dies ist eine Blumenwiese, dort ist ein Wald, diese Wesen sind vom Weg abgekommen – es ist alles, wie es sein soll, und nun gibt es keine Großmutter?“ Schneewittchen und der Zwerg wandten sich ab und überließen den Wolf in seinem Hadern sich selbst. Als sie an die Hütte kamen, klopfen sie an die Tür. Es öffnete eine junge Frau mit einem Bleistift in der Hand und einem hinterm Ohr. Aus der Hosentasche guckten zwei Buntstifte. Der Zwerg sah sie verwundert an: „Ich hatte gedacht, in dieser Hütte wohnt ein alter Mann oder eine Hexe.“ Auch wenn dies eine eigenartige Begrüßung war, bat die junge Frau die beiden herein und bot ihnen Tee an. Schneewittchen schaute sich in der Hütte um. Sie saßen auf einem weichen Teppich, der an der einen Zimmerseite ausgebreitet lag. Im Kamin glomm ein kleines Feuer, und in der Mitte des Raumes stand ein Tisch. Darauf lagen stapelweise Papier, Bücher und Stifte. Die Regale an den Wänden waren ebenfalls voller Papiere und Bücher, die sich bereits auch auf dem Fußboden zu stapeln begannen. Schneewittchen war beeindruckt und stellte sich vor, wie sie selbst einmal so viele Bücher haben würde. Aus dem hinteren Fenster blickte